

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 6 (1910)

Artikel: Maifrost
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

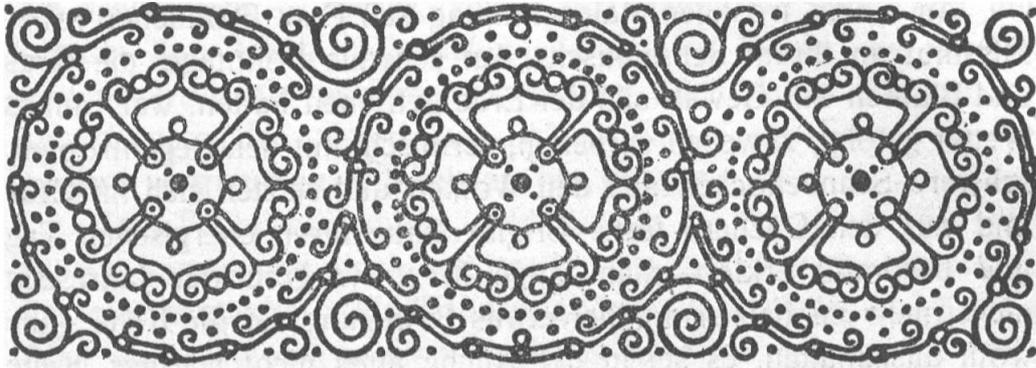
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



MAIFROST

STUDIE VON JAKOB BOSSHART

„Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn;
denn wohin kämen die Besten von uns mit
der Gerechtigkeit.“ JAKOBSEN.

I.

Ihr Mann hatte sie verlassen. Das war nun lange her; er war verschollen, vielleicht tot, sie unterdessen fast alt und recht einsam geworden. Man nannte sie Frau Fröhlicher, sie, die seit zwanzig Jahren kaum je gelacht hatte und nie anders als in Grau oder Schwarz zu sehen war. Sie hasste den Namen, er kam ihr als etwas Fremdes, Unwahres vor, wie ein Höcker, der ihr auf dem Rücken saß und sich nicht abschütteln ließ. Manchmal freilich verfolgte sie der Gedanke, ihn abzulegen, aber sie hatte ihn ja am Altar empfangen und konnte ihn, da sie von ihrem Mann gesetzlich nicht geschieden war, nicht abwerfen, ohne ein Unrecht zu begehen. Auf etwas Unrechtem sollte sie aber niemand ertappen. Sie zählte sich zu den Gerechten, wenn sie auch das Wort nicht im Munde führte.

Sie bewohnte ein einfaches Häuschen vor der Stadt, zusammen mit ihrer Brigitte, einer salzigen alten Jungfer, die schon bei ihrer Mutter gedient hatte und nun mehr als zur Hälfte Herrin des Hauses war, sich für unentbehrlich hielt, und es als Schwäche betrachtet hätte, ihre Launen zurückzubinden.

An einem frostigen Mainachmittag saß Frau Fröhlicher voller Missmut an ihrem Schreibtisch. Auf schwüle Föhntage, die Gras und Blumen mit Gewalt aus der Erde getrieben hatten, war rauhes Wetter gefolgt, zuweilen wirbelten, vermischt mit den Regentropfen, schwere Schneeflocken aus den Wolken und setzten sich im Gras und auf den Dächern fest. Brigitte hatte ihren energischen Tag und bestimmt erklärt, man fange in so vorgerückter Jahreszeit nicht mehr zu heizen an, bei etwas Bewegung sei die Kälte ganz wohl auszuhalten, es sei in der Küche auch nicht wärmer, Kälte sei überhaupt der Gesundheit zuträglicher als künstliche Wärme. So saß denn die Herrin fröstelnd da, die Feder in der Hand und den Blick ohne Sammlung auf einen angefangenen Brief gerichtet, den die kalten Finger nicht vollenden mochten. Endlich beschloss sie, der Ungemütlichkeit ein Ende zu bereiten. Sie warf die Feder hin, steckte die goldene Brille ins Futteral und ging zum Ofen, wo in der Holzkiste vom Winter her noch ein paar Scheiter übrig geblieben waren. Damit machte sie sich Feuer und hörte dann mit Behagen zu, wie die Flammen gleich guten Geistern im Ofen rumorten und musizierten, wie das Blechrohr sich dehnte und gemütlich knisterte.

„Schade,“ dachte sie, „das bisschen Wärme wird bald verfliegen sein.“

Sie hatte einen Augenblick die Absicht, der Magd zu klingeln, aber sie stellte sich den Kopf vor, den Brigitte sich wenigstens für eine Woche aufsetzen würde und beschloss, sich selber zu helfen, in ihrem Schreibtisch einmal gründlich aufzuräumen und mit seinem Inhalt das Stübchen zu heizen. Diese Arbeit wäre schon lange nötig gewesen, die Schubladen waren alle so voll gestopft, dass sie kaum zu bewegen waren; es häuft sich im Lauf der Jahre so vieles an, besonders bei einsamen Leuten, die sich an Sachen halten, weil sie sich nicht an Menschen anlehnen können. Aber sie hatte sich nie zum Aufräumen entschließen können, denn der Schreibtisch enthielt ihre Vergangenheit, und darin mochte sie nicht wühlen.

Nun aber war der Entschluss da. Weil sie fröstelte, glaubte sie gegen alle Anfechtung und Sentimentalität gefeit zu sein. Mit einem energischen Griff zog sie die unterste Schublade — es war

die schlimmste — heraus, setzte sich damit vor den Ofen und begann ihre Arbeit. Die Schublade enthielt Briefe, die sorglich und liebevoll mit rosafarbenen, grünen oder blauen Bändern zusammengebunden waren, wie Bräute oder junge Frauen in einsamen, verträumten Stunden zu tun pflegen.

Frau Fröhlicher wusste wohl, was in der Schublade zum Vorschein käme, und doch schoss ihr, als ihr Blick auf den Inhalt fiel, eine Blutwelle in die Wangen, und sie ward wieder unschlüssig. Aber sie wollte sich ja ein behagliches Stübchen machen, sie wollte ja ruhig bleiben und einmal aufräumen in ihrem Schreibtisch und in ihrem Leben, die Zeugen ihres schon allzulang getragenen Jammers, die wie gebannte böse Geister in ihrem Tische hausten, endlich vernichten. Um ihre Unschlüssigkeit zu überwinden und sich selber zu überrumpeln, warf sie mit raschem Entschluss eines der Bündel, ohne es aufzulösen, in den Ofen und gewärtigte, was die Flammen damit anfangen würden. Aber es ging nicht, wie sie erwartet hatte. Das Papier wollte nicht brennen, es zermoderte, ohne Wärme zu erzeugen, langsam, und füllte das Zimmer mit einem unangenehmen Geruch. Sie musste zum Schürhaken greifen und das Bündel lockern und zerreißen. Mit dem zweiten wollte sie es geschickter anstellen, sie löste es auf, um Brief um Brief dem Feuer zu übergeben. Da aber der Ofen die erste Ration noch nicht verdaut hatte, glaubte sie in ihrem Vernichtungswerk eine Weile innehalten zu müssen, und dabei tat sie, was keineswegs in ihrem Plane gelegen hatte: sie setzte mechanisch die goldene Brille auf und entfaltete eines der vergilbten Blätter; sie wusste nicht, war es aus Gedankenlosigkeit oder aus uneingestandener Absicht und Neugier, und vermied es, darüber ins Klare zu kommen. Als nun aber das Blatt vor ihren Augen ausgebreitet war, fühlte sie, dass sie im Begriffe war, eine Torheit zu begehen, ja sie schämte sich heimlich ihres Mangels an Konsequenz, aber sie konnte nicht widerstehen. Sie hatte den Brief gleich erkannt, einst hatte sie ihn auswendig gewusst und wäre auch jetzt noch imstande gewesen, die Hauptstellen wörtlich herzusagen. „Schwäche oder nicht,“ sagte sie sich, „ich werde es nochmals durchkosten müssen, ein letztes, allerletztes Mal,“ und sie las alle vier Seiten durch, erst langsam und dann immer schneller, und als sie am Ende war, fühlte sie sich von einer großen Unruhe erfasst.

Es war der erste Brief, den er ihr geschrieben; er hatte ihr darin seine Liebe gestanden, am Tag nach einer Maifahrt, die sie in größerer Gesellschaft nach einer Insel im See unternommen hatten, wo bei Tanz auf dem jungen, duftenden Rasen und bei allerlei Spiel unter Blütenbäumen die Wangen rot und die Herzen entzündbar geworden waren. Sie hatte ihn dieses Briefes wegen später oft gehänselt: er habe ihn so sauber geschrieben und sorgfältig abgefasst, wie einen Schulaufsatz, gewiss habe er dazu einen Entwurf gemacht und die schönsten Stellen aus Büchern zusammengeschrieben. Er hatte dazu gelacht, weder „ja“ noch „nein“ gesagt, und so war der Brief oft für sie der Gegenstand lustiger Neckerei geworden. Auch jetzt tauchte in ihr wieder die Frage auf: „War seine Liebeserklärung wirklich nicht viel mehr als ein Aufsätzchen? eine Stilübung?“

Sie las den Brief nochmals mit kritischen Augen durch und ward ärgerlich darüber, den Ausdruck jetzt natürlicher zu finden, als damals, und so wenig sie früher an der Aufrichtigkeit der Worte ernstlich gezweifelt hatte, so wenig konnte sie es jetzt. Ja, er musste sie einmal aufrichtig geliebt haben; wie war es dennoch zwischen ihnen so trübselig geworden? Wie können Menschen, die sich einmal so nahe standen, so ozeanweit auseinander kommen?

Lange hielt sie den Brief mit beiden Händen ausgebreitet übers Knie und warf ihn dann mit dem Seufzer: „Ach, daran ist nun nichts mehr zu ändern!“ in den Ofen. Wie sie ihn aufflammen, braun und schwarz werden und zu Asche zerfallen sah, da drehte sich ihr etwas in der Brust um. Dennoch war sie töricht genug, auch den folgenden Brief zu lesen und so einen nach dem andern. Es war ihr, sie durchfliege einen spannenden, warmblütigen Roman, die Koseworte entschwundener Zeit schlichen sich ihr traulich ins Herz, und immer schwerer wurde es ihr, die Blätter dem Feuer zu überliefern, besonders dasjenige, das ein fast zu grauem Staub verfallenes Vergissmeinnicht umschloss. Sie fand in den Briefen ihr Jugendbild wieder, Anspielungen auf ihr reiches, braunes Haar, auf die schmalen, scharf geschnittenen Lippen, die starken Augenbrauen, die sich ob der Nasenwurzel berührten, Neckereien wegen der Brille, die sie damals schon tragen musste, Komplimente über ihre schlanken Finger, über ihre zierliche Gestalt, die mit allerlei Pflanzengebilden verglichen wurde, über den

Wohlklang ihrer Stimme, über ihren leisen, leichten Gang. Und neben ihrem Bild das seine, das so ganz von dem ihrigen abwich; graue, schelmische Augen, blondes, etwas gelichtetes Haar, heiÙe, rote Lippen.

Sie hatte das erste Bündel, etwa drei Dutzend Briefe aus den ersten Brautwochen noch nicht ganz verbrannt, da war sie schon klaffertief in ihre Jugendzeit hineingeraten und hatte unvermerkt angefangen, ihre Liebes- und Leidensgeschichte zu überdenken und nochmals durchzukosten. Früher hatte sie sich immer vor dem Schmerz gescheut, den ihr dieses Aufwühlen ihrer Erinnerungen bereiten würde, jetzt wollte sie ernst und sachlich vorgehen, Recht und Unrecht gewissenhaft abwägen und dann den Richterspruch fällen, ausschöpfend und endgültig, um hierauf ruhiger und von schwerer Last befreit, weiter leben zu können. Sie war völlig davon überzeugt, dass es für sie ein Freispruch würde, nie hatte sie sich schuldig gefühlt und niemand hatte je das Übel auf ihre Rechnung gesetzt. Aber mit dem Urteolfällen ging es so rasch nicht; ihr Liebesroman lag ihr nun lebendig und quälerisch im Sinn und wollte erlöst sein. „Es war doch schön damals, was war alles vor- und nachher dagegen!“ Und es fiel ihr der Nachmittag ein, an dem sie sich die Ringe gekauft hatten. Die Eltern wussten von ihrer Verlobung noch nichts — es war ihre erste, von Gewissensbissen beunruhigte und doch so süÙe Heimlichkeit — da lockte Edwin sie nach einem Spaziergang in einen Goldschmiedladen unter dem Vorwand, er müsse sich eine Krawattennadel kaufen und brauche ihren Rat. Wie sie aber drin waren, sagte er mit so lauter Stimme, dass der ganze Laden aufhorchte: „Wir sind so glücklich, uns Eheringe kaufen zu müssen; bitte, lassen sie uns ihren Vorrat sehen, Herr Schellhorn!“ Er sagte das so drollig und glückstrahlend, dass sie trotz ihrer Verlegenheit lachen musste, und als er ihr dann einen Ring ansteckte, der für ihren Daumen noch zu groß gewesen wäre, und ihr der Goldschmied, die Gelegenheit wahrnehmend, etwas Zierliches über ihrer Hände Beschaffenheit zuschmunzelte, da kam eine so ausgelassene Fröhlichkeit über die an ein sittsames Wesen doch streng Gewöhnte, dass sie ihrem Bräutigam vor den fremden Leuten einen Kuss gab, was sie nachher allerdings als recht unziemlich empfand und verurteilte.

So spann sie den Faden weiter, sie wusste selbst nicht wie lange, und auf einmal hörte sie sich laut denken: „Er war doch ein lieber Kerl! Ja, damals,“ fügte sie halb erschrocken und sich berichtigend hinzu. „Ja, damals! damals! Wie süß war mir jedesmal das Herz bewegt, wenn er kam, wie lieb jede Blume, jede Kirsche oder Erdbeere, jede Kleinigkeit, die er mir verehrte, wie wohlklingend jedes seiner Worte und wie ansteckend sein Lachen. Ging wirklich all das Glück von ihm aus?“ setzte sie behutsam, um sein Verdienst nicht allzusehr anwachsen zu lassen, hinzu. „Hätte mich nicht jeder andere auch so froh gemacht? Liebenden verwandelt sich ja alles in Sonnenschein, ob sie wollen oder nicht! Selig die Blinden! So kommt es, dass der Glückstraum zerfliegt, sobald man wach und sehend wird.“

II.

Gleich nach der Hochzeitsreise fing es zwischen ihnen zu knacken und bald zu reißen an.

„Wer spricht das Tischgebet?“ fragte sie ihn vor dem Mittagessen, „bei uns hat das der Vater als seine Sache angesehen.“

Er blickte vor sich hin mit einem verlegenen Gesicht und sagte endlich: „Ist das nötig, Hedwig?“

Sie staunte ihn an: „Nötig? ja, und schicklich dazu! Mir würde das Essen nicht schmecken.“

„Man betet bei Tisch wegen der Kinder,“ entgegnete er, „das war gewiss bei euch auch so, deinetwegen wurde gebetet...“

Sie unterbrach ihn: „Nein, das gehörte bei uns zum Leben!“

„Wenn wir einmal Kinder haben, wollen wir es auch tun,“ lachte er gezwungen.

Sie protestierte mit strengen Lippen, und er sagte bittend: „Sieh, mein Kind, ich habe das nie geübt, das war bei uns nicht Sitte, ich habe überhaupt seit meinen Knabenjahren nie mehr laut und nie vor andern Leuten gebetet, ich käme mir wie ein Büblein vor, wenn ich es jetzt vor dir tun müsste. Schone mich! Bete leise für dich und lass mich gewähren.“

Sie sah ihn lange an und entgegnete spitz: „Das ist kein schöner Stolz.“ Dann sprach sie leise, aber mit deutlicher Bewegung der Lippen ihr Gebet, und er wartete mit essen, bis sie zu Ende war. So wurde es dann immer gehalten.

Am Abend hatte der Auftritt ein kleines Nachspiel. Beim Schlafengehen stellte sie an ihn die Frage: „Sag, Edwin, betest du denn überhaupt nicht!“ Sie ließ ihn am Ton merken, wie schwer ihr die Sache wog. Er zögerte lang, auffällig lang, und sie erwartete schon ein „nein“ und quälte sich in Gedanken, als er endlich kurz erwiderte: „Doch, ich bete auch auf meine Art!“

Da war sie froh und begriff nicht, dass er sich nachher missmutig in Schweigen hüllte. „Er ist so verschlossen,“ dachte sie, „und scheut sich, sein Inwendiges herauszukehren, und wir sind nun doch Mann und Frau.“

In den folgenden Tagen entstand ein kleiner Kampf zwischen ihnen wegen der Zeitungen, die sie halten wollten. Sie trat für das ein, was sie in ihrem Elternhaus gesehen und gelesen hatte, und war standhaft genug, ihren Willen durchzusetzen. So hatten die beiden fast täglich sich ein Gefecht zu liefern: ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und dann die Versöhnung, und folgenden Tages wieder ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und eine Versöhnungsszene. Die junge Frau machte sich nicht zu viel daraus, ihre Mutter sagte ihr, das sei in den ersten Wochen nach der Hochzeit, da man sich aneinander gewöhnen müsse, nicht anders und werde sich schon geben. Hedwig freute sich heimlich, dass sie ihren Willen fast immer durchsetzen konnte, und ihr Mann im Grunde so nachgibig und friedfertig war. Übrigens fiel ihr diese Nachgibigkeit nicht besonders auf, denn in ihrem Elternhaus war es auch nicht viel anders gewesen, die Mutter hatte den Ton angegeben und der Vater freundlich zugestimmt.

So ging es ein paar Monate, der neue Haushalt schien geregelt, zwischen den Eheleuten für alles ein Abkommen getroffen zu sein, immer zu Hedwigs Zufriedenheit. Da, an einem Sonntag morgen, zeigte sich beim Mann eine unerwartete Störrigkeit.

Da Hedwig streng kirchlich erzogen war, empfand sie es nicht nur als Christenpflicht, sondern als innerstes, durch lange Übung entstandenes Bedürfnis, jeden Sonntag zur Predigt zu gehen. Edwin hatte bis jetzt, ohne dass die Sache je zwischen ihnen besprochen worden wäre, sich ihr stets angeschlossen, und sie war, unbeschadet ihrer christlichen Demut, stolz auf ihn, wenn er in tadellosem schwarzem Anzug neben ihr ging und die Leute,

Frauen und Mädchen besonders, Blicke nach ihm warfen, die ihr das Bewusstsein gaben, recht beneidenswert zu sein.

Nun aber erklärte er mit etwas nervösen Gebärden, sie müsse allein zur Kirche gehen, er habe Briefe zu schreiben und dann einen Besuch zu machen, der Herr Pfarrer werde ihn nicht vermissen. Als sie nicht begriff und nähere Auskunft wünschte, wurde er ungehalten. Da ging sie.

In der Kirche fand sie die rechte Andacht nicht, sie fühlte, dass sie und Edwin in den wichtigsten Dingen viel weiter auseinander waren, als sie geahnt hatte, und sie machte sich Vorwürfe: „Warum haben wir das früher nicht zwischen uns klar gelegt!“

Sie hatten freilich während der Brautzeit auch etwa über religiöse Fragen gesprochen, aber nur beiläufig und obenhin, sie hatten soviel anderes zu schwatzen, im Brautstand gehört man der Welt. Ihrer Mutter, die zuweilen das Gespräch auf diese Dinge lenkte, hatte sie immer gutgläubig geantwortet, Edwin habe ganz die gleiche Richtung wie sie. Dabei hatte man sich beruhigt.

Nun musste das Versäumte nachgeholt werden! Da Hedwig schon so manches gelungen war, hoffte sie auch das zum besten zu wenden, und sie legte sich während der Predigt den Kriegsplan zurecht.

Als sie aber zu Hause Sturm laufen wollte, ließ sich Edwin nicht fassen; es war seltsam, wie er auf einmal die Kunst handhabte, unangenehmen Fragen auszuweichen, mit einem Scherz darüber wegzugleiten. Da sie an Siege gewohnt war, fühlte sie sich jedesmal verletzt, wenn er sich ihr durch eine Schwenkung entzog oder ihren schweren Waffen nur einen leichten Wedel entgegenhielt. Der Stachel drang in den folgenden Tagen tiefer und tiefer, immer deutlicher schwebte ihr Elternhaus mit seiner Eintracht und Harmonie in allen Dingen ihr vor den Augen, das Elternhaus, wo alles auf einen einzigen, gemessenen Ton abgestimmt war, wie in einer Kirche, wo nie ein lautes oder gar zorniges Wort gehört, nie eine heftige Gebärde oder ein böser Blick gesehen wurden, wo das sanfte und doch gebieterische Wesen der Mutter sich allem mitgeteilt, alles in seinen Bann und Gehorsam gezwungen hatte. Mit dieser weichen, ruhigen Luft hätte sie ihr eigenes Haus füllen mögen, aus Dankbarkeit gegen die Eltern und weil es ihr so selbst am besten schien, und sie musste

nun erfahren, dass ihr Mann ihr mit Bosheit und Verstocktheit widerstrebt. Ja, es musste Bosheit sein! Sie fürchtete ernstlich für sein Seelenheil und empfand die Pflicht, ihn zu retten.

Endlich gelang es ihr, ihn zu fassen. Da sie ihre Bekümmernis weit sichtbar auf dem Gesichte trug, sagte er ihr eines Tages, sie solle doch munterer sein, nach den öden Bureaustunden möchte er gerne ein fröhliches Heim und ein heiteres Frauengesicht sehen. Nun packte sie ihre Gedanken aus: Wenn er ein fröhliches Haus wünsche, so wolle sie ein christliches; ohne Frömmigkeit gebe es keine rechte Heiterkeit. In ihrem Elternhause habe sie die Erfahrung gemacht und die gegenteilige nun in ihrem eigenen Heim, wenn man das ein Heim nennen könne.

Das letzte Wort stach ihn. Er erwiderte: „Du denkst und sprichst wie alle beschränkten Geister, die da meinen, die ganze Menschheit müsse ihren kleinen, einförmigen Weg gehen. Ich glaube nicht, dass es mir an wahrer Religiosität fehlt; die orthodoxen Sätzlein deines Pfarrers vermögen mich allerdings nicht zu locken, mir liegt überhaupt nichts an Dogmen und all dem Krimskrams, der die Priester und Sekten voneinander unterscheidet, und am besten predigen mir das Leben und die Welt!“

„Das ist nicht viel besser als Heidentum,“ entgegnete sie scharf, durch das Wort Krimskrams aufs äußerste geärgert, „da kannst du ebensogut die Sonne oder das Feuer anbeten!“

„Das wäre nicht halb so dumm,“ brummte er.

So gab ein Wort das andere, bis er schließlich Hut und Stock nahm und mit den Worten: „Mit den Selbstgerechten ist nicht zu rechten!“ davonging.

Erst spät am Abend kehrte er wieder heim. Sie machte sich an dem langen Nachmittag schwere Gedanken über den Vorfall, den ernstesten, den sie seit ihrer Hochzeit erlebt hatte. Erst führte sie innerlich den Wortstreit mit Edwin zu Ende und überzeugte sich gründlich, dass sie ganz im Rechte sei; dann aber, als sich ihr Zorn gekühlt hatte, gewahrte sie den Abgrund, der sich zwischen ihr und dem Mann auftat, und auf einmal brachen ihr die Tränen hervor und entrang sich ihr der Stoßseufzer, so könne und dürfe es zwischen ihnen nicht weiter gehen. Warum war er nicht nochmals umgekehrt, hatte ihren Kopf zwischen seine Hände genommen und tüchtig abgeküsst? Da wäre ja alles wieder gut gewesen.

Aber an ihr sollte es nicht liegen, sie wollte, obschon das Recht auf ihrer Seite war, einlenken und bei seiner Rückkehr versöhnlich sein; behutsam wollte sie von nun an zu Werke gehen und ihn unmerklich zu sich herüberziehen. Sie liebten sich trotz alledem ja herzlich, da musste ihr Vorhaben doch schließlich gelingen. Ein ganzer Heide konnte er unmöglich sein.

Bei der Rückkehr schien auch er die böse Laune überwunden zu haben; er gab ihr den Kuss, den sie am Mittag erwartet hatte, und sie erwiderte ihn herzlich zum Zeichen der Aussöhnung. Aber da stach ihr Wein- und Tabakgeruch in die Nase und machte sie stutzig. Da er selber nicht rauchte, zog sie den Schluss, er sei im Wirtshaus gewesen, und schon wollte die Verstimmung sich wieder in ihr regen. Aber sie besann sich: „Er hat es im Ärger getan, er soll es mir hübsch fein beichten, dann will ich ihn ein wenig aufziehen und die Sache ist abgetan.“

„Wohin bist du denn heute in deinem Zorn gegangen, Schatz?“ fragte sie, nachdem ein paar Redensarten gewechselt waren.

„Ich habe einen kleinen Spaziergang nach dem Föhrenwald gemacht,“ antwortete er gleichgültig.

„Und nachher?“ fuhr sie fort.

„Nachher war ich auf dem Bureau; was denkst du denn!“

„Und nachher?“

„Nachher? Nachher habe ich noch meinen Freund Bachofner gesehen, er ist dankbar für jeden kleinen Besuch, hilflos, wie er ist.“

„Und nachher?“ Sie sagte es lächelnd, denn sie glaubte ihn nun in die Enge und zum Geständnis getrieben zu haben. Er aber zuckte mit den Augenbrauen, warf ihr einen raschen Blick zu und sagte: „Ich danke für die treffliche Unterhaltung, Frau Untersuchungsrichterin! Und nun lass mich die Zeitung lesen!“

Es entstand eine peinliche Stille im Zimmer, während der sich Hedwig den ganzen Fall zurechtlegte.

„Warum weicht er mir aus? Warum wird er gereizt? Gewiss, ich liebe das Wirtshauslaufen nicht, aber er musste doch am Ton merken, dass ich heute versöhnlich gestimmt war und glücklich gewesen wäre, ihm etwas verzeihen zu können. Wegen eines Glases Wirtshauswein hätte ich ihm doch keinen Auftritt gemacht.“

Dann kam es ihr wie ein Blitz: „Er ist heute gar nicht auf dem Bureau gewesen, er hat die ganze Zeit im Wirtshaus gehockt, darum hat sich der Geruch so stark in die Kleider gesetzt. Der Besuch bei Bachofner, der Spaziergang nach dem Föhrenwald, alles erlogen! Also lügen tut er auch noch!“

Die Lüge in jeder Gestalt war ihr etwas Abscheuliches, ihre Eltern hatten sie ihr so lange als hassenswert und zur Hölle führend dargestellt, bis ihr unverbrüchliche Wahrhaftigkeit zur zweiten Natur geworden war. Das mochte ihr bester Besitz sein. Nein, in ihrem Heim sollte die Lüge keinen Platz haben, da möge es brechen oder halten. Das Höchste stand auf dem Spiel.

„Edwin,“ sagte sie nachdrücklich, „schau mir in die Augen!“

Er blickte misstrauisch von der Zeitung auf und brummte: „Was gibt’s schon wieder?“

„Du hast mir etwas vorgemacht, tu’ mir das nie mehr zu leid, wir wollen wahr zueinander sein, wie sonst könnte es auf die Dauer gehen?“

Er wurde rot; sie sah es ihm deutlich an, dass sie den wahren Sachverhalt erraten hatte; eines aber überlegte sie damals zu wenig, nämlich, dass es gefährlich ist, einem Mann die Schamröte ins Gesicht zu jagen. Dass sie ihn selber durch ihr Wesen zur Unwahrhaftigkeit getrieben haben könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Nach seiner Hand greifend, sagte sie begütigend: „Gelt, du lügst mich nie mehr an? Das ist so hässlich!“

Nun war das demütigende Wort ausgesprochen, er brauste auf: die Sache werde ihm schließlich zu bunt, wie einen Schulbuben behandle sie ihn, so wolle er das Zusammenleben nicht verstanden wissen; wenn sie wünsche, dass er, statt zu Hause zu bleiben, ins Wirtshaus gehe, könne er ihr den Gefallen ja tun. Er warf die Zeitung, die er zerknüllt hatte, hin und ging wieder aus, um erst lange nach Mitternacht heimzukehren.

So fing es an und so ging es weiter, er entglitt langsam ihrer Hand. Zu ernsten Auseinandersetzungen kam es nur noch selten und nach und nach wusste er sie ganz zu vermeiden; sie führten ja doch nie zu einer Verständigung, sondern rissen nur die Kluft zwischen ihnen stets weiter auf. So oft sie wieder einen Versuch machte, pflegte er zu sagen: „Lassen wir das, liebes Kind, denk’ an den 3. Juli! Das bringt nichts Gutes.“

Wollte sie sich damit nicht zufrieden geben, was öfter vorkam, denn sie verfolgte ihre Pläne mit großer Zähigkeit, so gab er ihr einen flüchtigen Kuss auf die Stirne und verschwand. Angelogen hat er sie nie wieder, so viel hatte sie erreicht; er hüllte sich, wenn ihm eine Frage nicht passte, einfach in Stillschweigen oder tat, als hätte er sie nicht gehört. Sie war namenlos unglücklich, denn sie wusste ja, dass sie nur sein Bestes wollte und handelte, wie sie musste. Manchmal empörte sich ihr ganzes Wesen gegen ihn, weil sie meinte, ihm sei bei der Sache ganz wohl zumute, denn wie sonst hätte er immer einen Scherz oder ein leichtsinniges Wort auf den Lippen gehabt? Halbe Nächte weinte sie durch, still in sich hinein, wenn er neben ihr schlief oder dergleichen tat, laut und bitterlich aus sich heraus, wenn sie allein war und auf die Heimkehr des Wirtshausläufers wartete. Ihr schien, sie sei für seine Seele verantwortlich, und Tag und Nacht sann sie auf Mittel, ihn wieder auf bessere Wege zu bringen. Da sie mit Worten nichts mehr ausrichtete, versuchte sie es mit Blicken, die ihn anflehten, aber nicht tief eindringen und ihm lästig schienen. Sie schmückte seinen Tisch mit Blumen oder legte ein gutes Buch darauf, gut nach ihrem Sinn; jeden Tag nahm sie in seinem Zimmer irgend eine kleine Veränderung vor, die ihm zeigen sollte, wie oft sie an ihn denke. Er roch an den Blumen und fand sie reizend, blätterte einen Augenblick in dem Buche, sagte ihr ein verbindliches Wort darüber und ging dann seiner Wege. Bald kam die Zeit, da er nur noch zu den Mahlzeiten und zum Schlafen zu Hause erschien; kaum hatte er sich den Mund gewischt, so verabschiedete er sich mit dem munter gesprochenen Wort: „Adies derweil.“

Sie sah voraus, dass er bei dem Leben allmählich verkommen würde. Er fing sogar an, sein Äußeres, auf das er sonst mit fast weiblicher Sorgfalt geachtet hatte, zu vernachlässigen. Schon kehrte er nicht selten angeheitert nach Hause, und am Morgen machte er sich keine großen Gewissensbisse, zu spät aufs Bureau zu gehen; sie hatte auch vernommen, dass er es bei der Wahl seiner Gesellschaft nicht sehr genau nehme und Abend für Abend mit lockeren Herren Karten spiele. Noch Schlimmeres ahnte sie.

In dieser Not ersuchte sie ihren Vater, der als kränklicher, zurückgezogener Mann das Unglück seiner Tochter kaum ahnte,

einzugreifen und Edwin klar zu machen, wie viel er in sich und in seinem Hause zerstöre. Edwin hörte den Alten bis zum Ende an und erwiderte dann: „Du hast mir nichts Neues gesagt; mich selber erdrückt der Zustand fast, dieses Geständnis mag dir die Augen öffnen und beweisen, dass die Schuld nicht allein auf meiner Seite liegt. Gehe hin und sage deiner Tochter, sie möge mir mein Haus mit ihrer goldenen Brille und ihrer Richterlichkeit nicht länger zur Hölle machen.“

„Ich kenne mein Kind besser als du,“ entgegnete der Alte, der von der Trefflichkeit seiner Tochter fest überzeugt war, sichtlich verletzt, „und dich kenne ich nun auch! Wer sich, wie du, mit einer leichtsinnigen Redensart reinwaschen will, ist ein Tropf und verdient einen Richter!“ Damit ging er. Seine Tochter war über die Anschuldigung noch empörter als er, sie begriff eine solche Keckheit nicht. Durfte sie ihn, ihren Mann, denn nicht warnen? Und was wollte er mit der Brille sagen? War sie denn schuld daran, dass er ihren Blick nicht ertrug? Wie sollte sie ihm das Haus zur Hölle machen, sie, die ihm den Tisch mit Blumen schmückte und für sein Arbeitszimmer gute Bücher aussuchte? die nie ein hartes Wort zu ihm sprach, nur an sein Heil dachte, Tag und Nacht für ihn betete? sie, die so unsäglich litt, weil er sich nicht halten ließ?

Sie wollte am Abend mit ihm reden und die Schuldposten auf die richtige Seite setzen, aber er hatte sich aus Ärger über die Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater so betrunken, dass sie mit ihm nichts anfangen konnte. Am andern Morgen war er dann infolge der Ausschweifung so zerknirscht und geknickt, dass er ihre ganze Bußpredigt demütig über sich ergehen ließ. Sie schüttelte ihr ganzes Herz, alles, was sich in der langen Zeit in ihr aufgespeichert hatte, aus, in wohlmeinendem, mütterlichem Tone, und dankte dem Himmel, dass sie endlich gesiegt und seine Liederlichkeit vor ihr niedergeworfen hatte.

Tags darauf war er verschwunden. Ihr Zusammenleben hatte kaum drei Jahre gedauert. Aus einem amerikanischen Hafen hatte er ihr nochmals geschrieben, dann kam nichts mehr, sie wusste nicht, war er jetzt auf oder unter der Erde und war geneigt anzunehmen, er sei auf der Fehlhalde immer weiter gerutscht und schließlich im Morast versunken und ertrunken.

III.

„Wenn er nun doch wieder auftauchte,“ dachte Hedwig, indem sie das dritte und letzte Bündel ihrer Liebesbriefe der Schublade enthob, „wenn er schon zurückgekehrt wäre und im nächsten Augenblick die Hausglocke zöge, wenn Brigitte ihn hereinführte und er mich mit seinen großen grauen Augen ansähe, mir die Hand hinstreckte und sagte: ‚Da bin ich wieder, Hedwig, grüß Gott!‘ Wie würde ich ihn empfangen, was für einen Gruß brächte Ich über die Lippen?“

In der ersten Zeit, da sie hoffte, das Heimweh und die rauhe Fremde würden ihn wieder zurücktreiben, hatte sie sich oft auf das Wiedersehen vorbereitet. Wäre er damals gekommen, sie hätte ihm die Arme geöffnet, wie jener biblische Vater dem verlorenen Sohn, als gute Christin hätte sie ihm entgegentreten wollen; aber im Laufe der Jahre war ihr Gemüt härter und immer enger geworden. Bald nach Edwins Flucht hatte sie den Vater und ein Jahr später die Mutter verloren und seither war ihr Leben ein einsames, freudloses, ödes gewesen, sie musste es als ein verlorenes betrachten. Sie sah es voraus: an ihrem Sarge würde einst nicht *eine* aufrichtige Träne geweint, ein paar lachende Erben würden ihr das letzte Geleite geben. Und wer war Schuld an all' dem Elend, das sie nun seit unendlich langen Jahren, ohne einen Menschen in ihre Seele blicken zu lassen, wie eine unselige Last mit sich trug? Er, er, er! Er hatte ihr Haus leer und kinderlos gelassen, er hatte ihr Erdenglück zertreten, er hatte ihre Seele der Verkümmernng preisgegeben. Ja, er sollte ihr wieder unter die Augen treten, der Seelenwürger! Sie würde nicht mit ihm hadern, sie würde ihn ruhig zum Sitzen einladen und ihm dann klar machen, was es heißt, ein blühendes, einem blindlings anvertrautes Leben zugrunde zu richten und die heiligsten Bande leichtfertig zu zerreißen. Sie hatte sich alles genau zurechtgelegt, Rede und Gegenrede, Ton und Miene, bis zu der Handbewegung, mit der sie ihn kalt verabschieden wollte. Vor kaum einer Woche hatte sie in einer schlaflosen Nacht diesen Auftritt in Gedanken wieder durchgelebt. Jetzt freilich, nachdem sie die alten Briefe gelesen hatte, war sie ihrer Sache nicht mehr so sicher, immer wieder rang sich der Gedanke: „Er war doch ein lieber Kerl — damals!“ an die Oberfläche, und wie eine Fliege, die uns immer

und immer wieder belästigt und sich nicht vertreiben lässt, stellte sich die Frage ein: „Musste es denn wirklich zwischen uns so unselig kommen? musste es?“

In das Bündel Briefe, das sie in der Hand hielt, war ein Blatt unordentlich hineingeschoben und fiel dem Auge auf. Sie zog es heraus und entfaltete es langsam, un schlüssig, ob sie es lesen oder unbesehen in den Ofen werfen sollte. Es war der Brief aus Neu-York, sein letztes Lebenszeichen, sie hatte ihn ein einziges Mal gelesen und dann mit den Worten: „Pfui, du Pharisäer!“ zu den andern gesteckt. Er hatte keine Anrede und enthielt diese Worte:

„Ich habe dich verlassen, mich wie ein Feigling bei Nacht und Nebel davon gemacht. Du wirst mich nun gründlich verachten, du weißt ja nichts von mir, du wirst nie glauben, dass ich schwer gekämpft und in Notwehr gehandelt habe; aber es ist so, ich musste mich retten, ich wäre bei dir ganz zugrunde gegangen. Woche um Woche sank ich einen Zoll tiefer, es ist mir schon bis zum Munde gestiegen. Nun will ich es hier versuchen, morgen reise ich ins Innere ab. Vorher aber wollte ich nochmals zurückschauen und Abrechnung mit dir halten. Man geht nachher leichter!

„Du hältst mich allein für schuldig. Warum auch nicht? Du würdest vor jedem Richter recht behalten. Du warst ja immer so korrekt, so musterhaft, oh, von so bedrückender Musterhaftigkeit. Das war es ja gerade! Aber wie soll ich es dir verständlich machen? Gewiss, du hast dir nie einen Fehler oder Verstoß zu schulden kommen lassen, ich meine jene greifbaren Fehler und Verstöße, die irgendwo in Gesetz- und Anstandsbüchern aufgezeichnet sind, während ich mich nicht weiß waschen könnte und ein hartes Urteil verdient habe. Und doch kommst du mir ebenso schuldig vor, wie ich, nein, schuldiger! Hörst du's? Das Wort wird dich empören, du wirst mich eben nicht verstehen, keiner der Gerechten wird mich verstehen, denn sie sehen nur das Gesetz, und alles, was tiefer und feiner und verborgener ist, bleibt ihnen unfasslich. Ich will es nackt heraus sagen: Du hast mich mit deiner Selbstgerechtigkeit und deiner zur Schau getragenen sittlichen Überlegenheit zur Verzweiflung gebracht. Weil du mich zu wenig lieb hattest, um mich auch da gelten zu lassen, wo ich dir nicht glich,

weil du nicht auch ein wenig meine Mängel lieben wolltest, wie mans bei Kindern tut, hast du die Luft in unserm Hause verpestet.

„An dem Tage, da du entdecktest, dass meine Ansichten nicht die deinen waren, hast du angefangen, mich für minderwertig zu halten, hast du angefangen zu vergleichen und nachzurechnen. Alle meine Fehler und Fehlerchen hast du summiert und nichts vergessen! Ich las es immer auf deinem Gesicht, wenn du wieder einmal die Addition gemacht hattest, da kamst du dir stets ein paar Zoll größer vor! In deiner Nähe hatte ich immer das Gefühl, vor dem Richter zu stehen, vor einem gerechten, das heißt unbarmherzigen. Wer aber mag sein ganzes Leben vor dem Richter stehen? Ich hatte immer eine Abneigung gegen die Stockschulmeister; kaum war ich ihnen entronnen, so kam ich unter deine Brille. Ja, diese Brille und die Augen und die Lebensauffassung dahinter! Du hast die Engherzigkeit deines Elternhauses in das meinige gebracht, sie mir aufzwingen wollen und mich damit zur Unaufrichtigkeit getrieben; du hast meine Anschauungen von vornherein als verwerflich betrachtet und so eine Geistesgemeinschaft zwischen uns unmöglich gemacht. In allen geistigen Dingen sollte ich dein Untertan und Knecht sein!

„Du wirst freilich sagen, ich stemple deine Tugenden zu Fehlern, mache aus Weiß Schwarz. Das ist wahr. Ich weiß auch, alle Fernstehenden werden mir Unrecht geben, aber ich behalte Recht vor mir, der ich alles durchgekostet habe.

„Mit der Religion fing es bei uns an. Ach, Hedwig, wie wird der Herrgott den Kopf über uns schütteln! Es wird ihm sein, wie uns, wenn zwei Blinde über die Farben streiten und sich zuletzt die Köpfe verhauen. Er wird es zum Weinen lustig finden!

„Doch genug! Ich will versuchen, einen neuen Weg zu finden, gehe du den deinen weiter und suche mich zu vergessen, vergiss alles, den ganzen Inhalt der letzten drei Jahre. Auch ich möchte vergessen, aber da taucht, wie ich schreibe, unsere erste Liebeszeit vor mir auf, stellt sich an meine Straße und leuchtet und duftet und sagt: ‚Was hast du mich verloren?‘ Und ich suche den Weg, der uns von dort so weit auseinandergeführt hat und kann ihn mit den Augen, die mir wider Willen feucht und

trübe werden, nicht finden. Ich habe in meinem Leben noch nie so heiße Augen gehabt, wie in dieser Stunde. Ich habe mich von dir losgerissen, ich meinte, es werde mir dann wohler; ich glaubte in tödlichem Hass zu scheiden und weiß nun nicht, wie Hass und Liebe zu einander stehen. Ich fürchte, ich werde unsere erste Liebeszeit, die mich in dieser Stunde der Abrechnung überfällt, nicht mehr los, ich Unseliger! Eben noch wollte ich hart sein, ich meinte, mein Gewissen auf festen Grund gestellt und das deine erschüttert zu haben, und nun fühle ich, dass alles Gründen und Stützen, alles Abwägen und Abmessen Torheit ist. Für den, der die Liebe misshandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende.

Lebe wohl!“

Sie sprang auf, sie musste mit sich kämpfen und ging hastig im Zimmer auf und ab. „Nein, nein, nein!“ rief sie, „so ist es nicht, so kann und darf es nicht sein, alles hat er verdreht.“

Der Brief kam ihr ganz neu vor; als sie ihn vor langen Jahren empfangen und im Zustand größter Aufregung gelesen hatte, war er ihr von Anfang bis zum Ende erheuchelt und von unerhörter Keckheit erschienen; seither hatte sie ihn nicht wieder angerührt. Nun war der Eindruck ein anderer als damals, ihr dreifaches „Nein“ war eine Auflehnung gegen diesen ihr unbequemen Eindruck, es wäre ihr lieber gewesen, sie hätte ihr „Pfui, du Pharisäer!“ wiederholen können. Aber sie vermochte es nicht. Jetzt, da sie ihre Liebeszeit wieder durchgelebt hatte, vernahm sie in den Worten, die fernher über den Ozean mit bekannter Stimme an ihr Ohr schlugen, die Klage einer tief aufgewühlten, wunden Seele, hörte sie die alte, so elend misshandelte und verkommene Liebe zu ihr reden, wie sie in dieser Stunde schon einmal zu ihr geredet hatte.

Dass er vieles leidenschaftlich zu seinen Gunsten gewendet hatte, fühlte sie auch jetzt noch; was aber hatte ihn zu dem demütigenden Geständnis gezwungen, dass er weinte, dass er die Liebe, die er von sich gestoßen, nun nicht überwinden könne? Wenn er wirklich auch gelitten hätte, so viel, oder gar mehr als sie?

„Mehr als ich? Das ist ja nicht möglich, sonst müsste er doch manchmal unter seinem Schmerz geschrien haben! Oder konnte er sich so verstellen, beherrschen? Hat er Zerstreung bei Spiel

und Wein gesucht, um nicht von innen zernagt zu werden? Sagte er sein „Adies derweil!“ so munter, um mich seine Zerrissenheit weniger merken zu lassen? Gewiss, wenn er mich wirklich liebte, so musste er auch gelitten, durch mich gelitten haben, und dann ist er im Recht; dann bin ich ebenso schuldig wie er.“ Wieder stand sie vor der Frage: „Aber hat er mich denn geliebt?“ Sie konnte heute darauf kein „nein“ finden. Sie stellte sich ans Fenster und blickte lange in den trüben Abend hinaus, auf die blühenden Bäume, die trauernd dastanden und den Regen und Schnee über sich ergehen ließen, auf die Wiesen, auf denen sich eine weiße Kruste anzusetzen begann, in die Wolken, die in dunkeln Mänteln über die junge Erde strichen. Zwei Gedankenreihen gingen unbewusst in ihr nebeneinander her, um sich endlich zu finden. „Wenn es heute Nacht hell wird, muss all die Frühlingspracht erfrieren; wie die Natur so gegen sich selber wüten kann! So ist es meinem Frühling ergangen, *unserem* Maien, wir haben uns beide an unserem Glücke unsagbar vergangen. Etwas mehr Wärme und Güte in uns hätte alles verhütet. Er wird drüben so glücklos gelebt haben, wie ich hier, ohne rechten Lebenszweck, ohne Befriedigung, fremd unter Gleichgültigen, immer den alten, herben Bissen im Mund, unfähig, an andern Menschen und Schicksalen einen herzlichen Anteil zu nehmen und auch nirgends Teilnahme findend. Verloren, das ganze Leben verloren! Ja, ihr Leben! Inhalt hatte es nur in ihrer kurzen Brautzeit, da sie die Kraft und den Willen besaß, sich um eines andern Willen zu vergessen. Seither war alles nichtig und hohl gewesen.“

Eine große Sehnsucht nach Liebe erwachte in ihrem alt gewordenen, faltigen Herzen, die Liebe erschien ihr in dieser Stunde in ganz neuem Gewande, als das einzige, um das es sich zu leben verlohnt. Sie holte die Bibel von ihrem Büchergestell und schlug am Fenster stehend den dreizehnten Korintherbrief auf, das hohe Lied auf die Liebe, und las sich die schönsten Worte heraus: „Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig; die Liebe beneidet nicht, die Liebe prahlet nicht; sie blähet sich nicht auf. Sie sucht nicht das ihrige, sie lässt sich nicht zum Zorne reizen, sie deutet nichts zum Argen. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles. Die Liebe höret nimmer auf.“

Sie maß sich an diesen Worten und sie, die sich auf ihr Christentum so viel zugute getan hatte, fand sich unzulänglich und durch ihre eigenen Waffen überwunden. Ja, sie war nicht langmütig, nicht gütig genug gewesen, sie hatte sich aufgebläht und vielleicht mehr an ihr eigenes Glück, als an das des Mannes gedacht, sie hatte sich zum Zorne reizen lassen, sie war klein im Ertragen, klein im Hoffen, klein im Erdulden gewesen. Hätte sie nicht in ihrem Eigensinn die Luft ihres Elternhauses in ihr eigenes Heim hinübernehmen wollen, wäre sie gegen die Ansichten ihres Mannes duldsamer gewesen, vielleicht weilte das Glück noch in ihrem Hause und sie hätte all die Zeit Sonnenschein ohn' Ende gehabt! Und da kam ihr der entsetzliche Gedanke und ließ sie nicht mehr los: „Wenn du das ganze Unglück auf dem Gewissen hättest, das ganze? Du meinstest, dein Mann habe deine Seele verkrüppelt, wenn nun aber du die seine zugrunde gerichtet hättest? du, die gute Christin? Wenn er drüben deinetwegen elend versank? Wenn du seine Seele zu verantworten hättest? Du hättest alles opfern sollen, um alles zu retten, alles verzeihen, um nicht auch schuldig zu werden!“

Verwirrt ging sie im Zimmer auf und ab, von der Sehnsucht erfüllt: „Könnte ich's wieder gut machen, könnte ich wieder von vorne anfangen! Warum müssen wir erst alt und unglücklich und schuldig werden, ehe wir das Leben zu schmieden verstehen?“

Auf einmal stand sie vor der Türe still und rief aus ihrer tiefsten Seele heraus: „Komm'!“

Brigitte, die den Ruf in der Küche vernommen hatte, kam herbei und fragte, was die Herrin wünsche.

Frau Fröhlicher fasste sich rasch: „Sie müssen noch ausgehen,“ sagte sie, „und mir einen Brief zur Post tragen, die Sache eilt.“

Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf schnell einige Zeilen aufs Papier, in denen sie den Gesandten in Washington anfragte, ob er etwas vom Verbleiben eines gewissen Herrn Edwin Fröhlicher wisse, der im Sommer 1879 nach Amerika ausgewandert sei, und ob er nach ihm Nachforschungen anstellen könne.

Als Brigitte sich mit dem Briefe entfernt hatte, kniete Frau Fröhlicher beim Ofen nieder und sammelte die Asche der Briefe, alles was von ihrem einstigen Glück übrig geblieben war, in eine Schale. Und darüber weinte sie, wie eine arme Büsserin und wiederholte das Wort: „Für den, der die Liebe misshandelt hat, bleibt nur eines: Tragen bis ans Ende“.



APHORISMEN

aus einem Privatdruck von

:: OSCAR MILLER ::

Im Anfang war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. So spricht die Welt des Wortes.

Im Anfange war die Farbe. Alle Dinge sind durch sie gemacht, und ohne sie ist nichts gemacht, was gemacht ist. So wirkt die Welt der Farbe.

*

Nicht die Kunst ist die *Wiedergabe* der Natur, sondern die Natur ist die *Speise* der Kunst.

*

Der Künstler kann ebensowenig ohne die Natur leben, wie die Lunge ohne die Luft.

*

Wer seine Mitmenschen nicht begreift, hat auch kein Recht, von ihnen Verständnis zu beanspruchen.

*

Das Kunstwerk ist eine in reinem Glauben an sich selbst versammelte Gemeinde.

*

Der wahre Kunstsinn redet entweder ganz die Sprache seines Objektes, oder er schweigt.

*

Ist die Farbe die Mutter der bildenden Kunst, so ist die Bewegung die Mutter der Kunst überhaupt.

*

Die ungebildetsten Kunsturteile werden allemal von den Menschen gefällt, die sich auf ihre Bildung am meisten zu gute tun.

*

Nicht über wen du absprichst, sondern durch wen du bereichert wirst, ist mir an deinem Urteil das Interessante.

